



Göttinger Institut für Demokratieforschung

Stine Marg/Franz Walter

I + E = Lw

Meritokratie: Die Alltagsutopie der neuen Mitte

Nennt man jemanden einen Utopisten, dann will man ihn in aller Regel süffisant tadeln, als Menschen ohne Realitätssinn bespötteln. Die deutsche Gesellschaft der letzten Jahre ist stolz auf ihren Pragmatismus. Utopien sind ihr Sache von weltfremden Exzentrikern, die sich den Wirklichkeiten nicht fügen mögen, die verblasenen Träumereien anhängen, mit einem spekulativen Modell die nüchterne Empirie vergewaltigen wollen. Utopie ist keine Sache des Mainstreams, ist nicht Anliegen der großen, vernünftigen gesellschaftlichen Mitte.

Denn "Mitte" bedeute Maß, Abwägung und Balance. Die Mitte neigt nicht zur Transzendenz. Sie jagt keinen fantastischen Zielen hinterher. Sie bleibt dem Boden verhaftet, auf dem sie steht. "Mitte" und "Utopie" scheinen sich also kategorisch auszuschließen. Allein: Ein utopisches Versprechen hat sich fest im Zentrum der Mitte eingenistet, ist nahezu konstitutiv für die Energien, aus denen die Mitte ihre Kraft für den Alltag und eine erstrebenswerte Zukunft schöpft: Es ist die Utopie der meritokratischen Gesellschaft.

Meritokratie – Inbegriff des Guten?

„Meritokratie: Das Wort klingt wie der Inbegriff des Guten“, schrieb schon 2005 Ralf

Dahrendorf.¹ Jedenfalls spiegelt es das innere Selbstverständnis der breiten Mitte der bürgerlichen Gesellschaft wider. Denn in der meritokratischen Gesellschaft zählt allein die Leistung, die der Einzelne nachweislich erbringt, nicht Nobilitierungen der Vorfahren, nicht Merkmale der Herkunft, nicht Zufall, nicht Glück, auch kein göttlicher Plan. In der meritokratischen Gesellschaft beziehen diejenigen ein hohes Einkommen, die es durch ungewöhnlichen Fleiß und überdurchschnittliche Kompetenz auch verdient haben.² Aber auch, wer es im meritokratischen Gefüge nicht ganz nach oben schaffen kann, hat in diesem System prinzipiell die Möglichkeit, seine Lage zu verbessern, seine soziale Position auszubauen, voranzukommen – wenn er sich stärker anstrengt als andere in seiner Stellung. Das Individuum, das sich nicht mit seinem bescheidenen Los begnügt, sondern durch die Ambition auf Aufstieg ein ordentliches Stück mehr als der Rest lernt, arbeitet, sich weiterbildet, die Freizeit für Sprachkurse nutzt, statt träge in der Sonne zu liegen – dieses Individuum aus Strebsamkeit und Disziplin ist die Sozial- und Leitfigur der meritokratischen Utopie schlechthin.

Maximen wie "Ohne Fleiß kein Preis" bilden die Slogans des Narrativs. Die Story hat bemerkenswerterweise das 20. Jahrhundert überdauert, besitzt weiterhin eine hohe Faszination und Zugkraft, auch wenn der „amerikanische Traum“ gerade in seinem Heimatland enorm an Plausibilität verloren hat.³ Aber das meritokratische Prinzip ist weiterhin *common sense*, vielleicht zu Beginn des 21. Jahrhunderts stärker denn je. Der Glaube an die präzise Messbarkeit und gerechte Prämierung von Leistung hat sich zuletzt eher noch verstärkt. Evaluationen, Rankings, Bewertungsskalen aller Art dominieren in den verschiedenen Bereichen der modernen Welt, angeheizt noch durch das Internet, das als Verstärker der meritokratischen Erziehung fungiert. Im Netz, so die Ideologie der *cyberspacer*, hat jeder die gleiche Ausgangslage. Hier reüssieren diejenigen mit den besten Ideen; hier kann der unbekannte, einsame Hacker von gestern der Millionär und Held von morgen werden, wenn er denn mit innovativen Konzepten zu brillieren und überzeugen versteht.

¹ Ralf Dahrendorf, Aufstieg und Fall der Meritokratie, in: Project Syndicate, 23.03.2005, online einsehbar unter <http://www.project-syndicate.org/commentary/the-rise-and-fall-of-meritocracy/german/> [eingesehen am 02.02.2012].

² Siehe Günter Hartfiel, Einleitung. in: Ders., Das Leistungsprinzip, Merkmale-Bedingungen-Probleme, Opladen 1977, S. 7–48, hier S. 30 ff.

³ Schon Christopher Lasch, Die blinde Elite. Macht ohne Verantwortung, Hamburg 1995, S. 62 ff.; Stephen J. McNamee u. Robert K. Miller Jr., The Meritocracy Myth, Oxford 2004.

Die meritokratische Utopie hat mithin an Glanz nicht verloren. Auf das Passepartout der Meritokratie verweisen nahezu alle, die in der Politik etwas zu sagen haben: "Bildung entscheidet", ist das Motto von Sozial- wie Christdemokraten, von Grünen und Freidemokraten. Die *Sozialdemokraten* pflegen diesen Leitsatz seit Jahren ihrer Klientel zu predigen. Ihr Grundsatzprogramm, beschlossen auf dem Hamburger Bundesparteitag 2007, ist durch und durch im meritokratischen Geist formuliert.⁴ Bildung, heißt es dort, eröffne "soziale Aufstiegsperspektiven. Sie ist eine wirtschaftliche Produktivkraft von schnell wachsender Bedeutung." Was über Bildung dann vom einzelnen als Leistung realisiert werde, "muss anerkannt und respektiert werden. Gerecht ist eine der Leistung angemessene Verteilung von Einkommen und Vermögen." Die *Christdemokraten* argumentieren keineswegs anders. Auch für sie ist, nimmt man das CDU-Grundsatzprogramm, dass ebenfalls 2007 verabschiedet wurde, Bildung "die soziale Frage des 21. Jahrhunderts", was Sozialdemokraten in ihren Reden gleichermaßen herausstellen.⁵ "Die soziale Herkunft vom Menschen", so kann man im CDU-Manifest nachlesen, "darf nicht über ihre Zukunft entscheiden". Aufstieg durch Bildung, so lautet unser gesellschaftspolitisches Ziel"; und als christdemokratisches Leitbild firmiert offiziell die "Chancengesellschaft".⁶ Selbst die *CSU* ist in dieser Frage von den Sozialdemokraten programmatisch nicht zu unterscheiden. In ihrem Grundsatzprogramm von 2007 wird postuliert: "Chancen durch Bildung zu schaffen, ist vorsorgende Sozialpolitik". Als christsoziales "Leitbild" für eine vitale und gerechte Gesellschaft wird die "solidarische Leistungsgesellschaft" genannt, was in sozialdemokratischen Texten nicht anders ausgedrückt wird.⁷

Auch die Grünen haben in dieser Einheitsfront der Meritokraten ihren Platz eingenommen. In ihrem Grundsatzprogramm, das sie sich bereits 2002 gegeben haben, wird die Bildung ebenfalls

⁴ Vgl. das „Hamburger Grundsatzprogramm“ der SPD von 2007, abrufbar unter http://www.spd.de/linkeableblob/1778/data/hamburger_programm.pdf [eingesehen am 06.03.2012].

⁵ Siehe etwa http://www.spd.de/aktuelles/News/9270/20110224_nrw_studiengebuehren_abgeschafft.html [eingesehen am 06.03.2012].

⁶ Vgl. das Grundsatzprogramm CDU „Freiheit und Sicherheit, Grundsätze für Deutschland 2007“, abrufbar unter <http://www.grundsatzprogramm.cdu.de/doc/071203-beschluss-grundsatzprogramm-6-navigierbar.pdf> [eingesehen am 06.03.2012].

⁷ Vgl. das Grundsatzprogramm der CSU „Chancen für alle! Freiheit und Verantwortung gemeinsam Zukunft gestalten“ von 2007, abrufbar unter <http://www.csu.de/dateien/partei/gsp/grundsatzprogramm.pdf> [eingesehen am 06.03.2012].

als "Schlüssel zum beruflichen Erfolg" und für die "Chancengerechtigkeit" charakterisiert.⁸ Verglichen mit den C-Parteien und der Sozialdemokratie aber bleibt die Programmplattform der Grünen weit zurückhaltender, was die soziale Substanz des meritokratischen Narrativs angeht. Die Partei, in deren Elektorat sich bekanntlich die meisten Besserverdienenden der Republik sammeln, belässt es bei der verblüffend vage formulierten Passage: "Eine Politik der sozialen Gerechtigkeit muss dabei aufmerksam sein für ungleich Verteilung von Bildungschancen." Zumindest in ihrem Grundsatzprogramm von 2006 ist den *Piraten* selbst diese Aufmerksamkeit abhandengekommen. Im typischen Marketingjargon des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts ist bei ihnen lediglich von "wichtigste Ressource" und "Investition in Zukunft" die Rede, wenn zur "Bildung" Aussagen getroffen werden.⁹

Die *Freidemokraten* sind hier überraschenderweise von einem anderen Kaliber. Nähme man nur den Entwurf ihrer Grundsatzkommission vom Februar dieses Jahres, wäre der Befund eindeutig: Der FDP ist die Meritokratie eine Herzensangelegenheit. Die Liberalen, so heißt es im Papier der Nach-Westerwelle-FDP, "wollen Chancen unabhängig von der sozialen Herkunft".¹⁰ Darum sei es in Deutschland allerdings schlecht bestellt, konstatieren die Liberalen sozialkritisch, denn der Bildungserfolg hänge hierzulande "nach wie vor stark von der Lebensgeschichte der Eltern ab." Die Folge davon: "In einem Teil unserer Gesellschaft höhlt zementierte Perspektivlosigkeit statt echte Chancengerechtigkeit das Versprechen der Aufstiegschancen generationenübergreifend aus." Daher streben die Liberalen an, so zumindest in ihrer programmatischen Selbstauskunft, die Chancen von der Herkunft abzukoppeln und schon Kindern wie Jugendlichen die Erfahrung zu ermöglichen, dass "sich Anstrengung und Leistung lohnen."

Im Übrigen: Je stärker Parteien in Existenznöten stecken, desto beschwörender bedienen sie sich der Erfolgsformeln aus den großen Zeiten ihrer Formation. Das mag ein Grund für den

⁸ Vgl. das Grundsatzprogramm von Bündnis 90 / Die Grünen „Die Zukunft ist grün,“ aus dem Jahr 2002, abrufbar unter http://www.gruene-partei.de/cms/files/dokbin/68/68425.grundsatzprogramm_die_zukunft_ist_gruen.pdf [eingesehen am 06.03.2012].

⁹ Vgl. das „Grundsatzprogramm der Piratenpartei Deutschlands 2006“, abrufbar unter <http://wiki.piratenpartei.de/wiki/images/0/04/Grundsatzprogramm-Piratenpartei.pdf> [eingesehen am 07.03.2012].

¹⁰ Vgl. den Entwurf der Programmkommission der FDP „Verantwortung für die Freiheit“ von 2012, abrufbar unter http://www.fdp.de/files/565/Freiheitsthesen_Entwurf_Grundsatzkommission.pdf [eingesehen am 06.03.2012].

meritokratischen Programmeifer der FDP des Jahres 2012 sein. Denn die meritokratische Philosophie geht genuin auf den bürgerlichen Liberalismus in seiner Entstehungs- und Kampfzeit gegen die feudalen Mächte zurück.¹¹ Die Emanzipation der Gebildeten und Gewerbetreibenden schritt einher mit der Kritik an ständischen Vorrechten, Geburtsprivilegien und herrschaftlicher Willkür, die über Macht und Ohnmacht in aristokratischen Gesellschaften entschieden. Die neue säkularisierte Religion des aufstrebenden, allein durch die vererbten Vorrechte des Adels gebremsten Bürgertums lautete: Leistung des freien Individuums als alleiniger Gradmesser für Einkommen, Status, Einfluss. Die Besten, die ihr Können bewiesen hatten und immer wieder unter Beweis stellen mussten, sollten oben stehen. Nur das war gerecht, nicht weit zurückliegende Verdienste und Titel familiärer Vorfahren, nicht überlieferter Landbesitz und übertragene Lehensverhältnisse.

Freie Bahn den Tüchtigen

Das meritokratische Leistungs- und Chancenprinzip sollte, versprochen die frühen Liberalen, zur Ordnungsfigur der bürgerlichen Gesellschaft im Ganzen werden. Doch als sie mit diesem Prinzip ihre Emanzipation durchsetzten, sich Macht in der Ökonomie und Einfluss in der Wissenschaft verschafften, verlor der meritokratische Imperativ im arrivierten Bürgertum an Attraktivität. Die Geschichte des am reinen Leistungsprinzip orientierten Liberalismus „lässt sich“, wie Reinhart Koselleck die Dialektik der Umkehrung reüssierender Ideen und Bewegungen zusammenfasste, „als eine Geschichte des Sich-Verzehrens beschreiben. Es ist der Preis, ohne den seine Erfolge nicht zu haben waren.“¹² Die zunächst meritokratisch legitimierte Herrschaft der Bürger wurde zum Ausklang des 19. Jahrhundert und mehr noch in der Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts gegen weitere meritokratische Ansprüche von noch benachteiligten Schichten rüde und gleichsam aristokratisch abgesichert. Das junge Bürgertum hatte zuvor die Erbrechte des Adels attackiert; jetzt hingegen tat man alles dafür, den Besitzstand für die Nachkommen zu wahren

¹¹ Vgl. Hans-Peter Dreitzel, Soziologische Reflexionen über das Elend des Leistungsprinzips, in: Arnold Gehlen u.a. (Hg.), Sinn und Unsinn des Leistungsprinzips – ein Symposium, München 1976, S. 31–53.

¹² Reinhart Koselleck, Vom Sinn und Unsinn der Geschichte, Berlin 2010, S. 208.

und an sie weiterzugeben.¹³ In Deutschland schlossen sich die anfangs liberalen Industriellen zu Kartellen und Syndikaten zusammen, alliierten sich mit den Konservativen in der Politik, um neue Konkurrenten, aufstiegshungrige Rivalen nicht in ihre Festung hineinzulassen. In Deutschland war die bürgerliche Gesellschaft der 1920er Jahre insofern nicht vom meritokratischen Elan, von Durchlässigkeit und realistischen Aufstiegschancen durchwirkt, sondern war durch Starrheit der Klassenstrukturen und Chancenzuteilungen auf Basis von Herkunft und Besitz geprägt.¹⁴

Der Mangel an sozialen Chancen gerade für die quantitativ umfangreiche junge Erwachsenenkohorte zu Beginn der 1930er Jahre wurde zum Resonanzboden des Nationalsozialismus. Als Oppositions- wie als Diktaturpartei präsentierte sich die NSDAP als eine politisch dynamische Kraft, die Bewegung und Fluss in die zuvor zementierten Verhältnisse brachte. Das Motto, das sie dafür ausgab, lautete: „Freie Bahn den Tüchtigen!“ Das war die im Alltagsdiskurs fest verwurzelte Sentenz der meritokratisch-nationalsozialistischen Sozialutopie einer „egalitären Leistungs-Volksgemeinschaft“, wie der Historiker Hans-Ulrich Wehler dieses ungemein attraktive Chancenversprechen der Nationalsozialisten kategorisiert.¹⁵ Etliche hunderttausend junger Deutscher, die in den letzten Jahren der Weimarer Republik arbeitslos und sozial blockiert waren, erlebten nach 1933 in der Tat einen zuvor nicht für möglich gehaltenen sozialen Aufstieg, schon aufgrund der zahlreichen Positionen in neuen Institutionen, Gremien, Kampftruppen und ideologisch grundierten Organisationen, die der nationalsozialistische Staat zur Untermauerung der Diktatur begründet hatte. Die Mobilitätspropaganda des Nationalsozialismus traf so mit individuellen Erfahrungen zusammen, wirkte dadurch in die Mentalitätsschichten etlicher Deutscher ein, die sich über die meritokratisch-individuellen Hoffnungen von den kollektiven Integrations- und Zukunftsverkündungen der klassischen sozialmoralischen Milieus besonders der Linken allmählich lösten.¹⁶ 1945 hatten die kommunitären Emanzipationsmodelle erheblichen Schaden genommen; der Leistungsappell an den Einzelnen hingegen wirkte zusammen mit dem je individuellen Traum von der sozialen und

¹³ Siehe auch Holger Schatz, Arbeit als Herrschaft. Die Krise des Leistungsprinzips und seine neoliberale Rekonstruktion, Münster 2004, S. 211.

¹⁴ Vgl. Franz F. Wurm, Leistung und Gesellschaft. Motivation im Wandel, Opladen 1978, S. 105 ff.

¹⁵ Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 1914-1949, München 2003, S. 781–794 u. S. 988–991.

¹⁶ Vgl. Michael Wildt, Geschichte des Nationalsozialismus, Göttingen 2008, S. 106.

materiellen Statushebung durch berufliche Tüchtigkeit weiter und wurde seit der Währungsreform zu einem elementaren Ferment der „sozialen Marktwirtschaft“.¹⁷

Während in der Adenauerära das Leistungsethos dominierte und mit der Aussicht auf mehr Lohn, erschwingliche Konsumgüter, Automobile und erste mediterrane Urlaubsziele lockte, erweiterte sich die meritokratische Alltagsutopie in den Jahren, in denen Willy Brandt die SPD führte und zunächst als Minister, dann als Kanzler in die Bundesregierung aufrückte, kräftiger denn je um die Dimensionen „Chancen“ zum „sozialen Aufstieg“ durch „Bildung“. Die sozialdemokratische Kernaktivitas aus den hochqualifizierten, oft noch handwerklich vorgeprägten, berufsstolzen industriellen Bereichen hatte stets durch Bildungsambitionen, Qualifikationsehrgeiz und Mobilitätsenergien herausgeragt, war aber in den langen Jahrzehnten des zäh verteidigten bürgerlichen Bildungsprivilegs abgebremst und an den Eingangspforten der Wege nach oben abgewiesen worden. Überdies hatten die Arbeiterbildner und Intellektuellen im Sozialismus vor 1933 mit Argusaugen darauf zu achten versucht, dass bei den Absolventen der innersozialdemokratischen Bildungskurse keine individuellen Aufstiegspläne gediehen. Der Verbleib in der Klasse, um Proletariat oder Arbeiterschaft insgesamt zu heben, gehörte fest zum Kanon der sozialistischen Weltanschauung vor dem Nationalsozialismus. Mit der Auflösung des linksproletarischen Lagers, mit dem Schwund der früheren Intellektuellen (oft jüdischer Herkunft), mit der Entsakralisierung des sozialistischen Ethos und der Säkularisierung sozialdemokratischer Programmatik verlor das klassische kollektive Emanzipationsprojekt die tragenden Grundlagen und den integrierenden Kontext. Als die sozialdemokratischen Bildungspolitiker im Bund und in den Ländern den Zugang zu den höheren Schulen weit öffneten, ergriffen gerade die Kinder ihrer Traditions kader die Möglichkeiten. Die Söhne und Töchter sozialdemokratischer Dreher, Drucker, Schriftsetzer und Maschinenbauer machten Abitur, legten ein universitäres Examen ab – und stiegen jede(r) für sich sozial auf, verabschiedeten sich von ihrem Klassenhintergrund.

¹⁷ Vgl. Ernest Zahn, *Soziologie der Prosperität. Wirtschaft und Gesellschaft im Zeichen des Wohlstandes*, München 1964, S. 20 f.; Hans Braun, *Das Streben nach „Sicherheit“ in den 50er Jahren. Soziale und politische Ursachen und Erscheinungsweisen*, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Bd. 18 (1978), S. 281–306.

Michael Young und „The Rise of the Meritocracy“

Das war chronisch der Gang der Meritokratie. Jedenfalls hatte ihn so der Erfinder dieses Begriffs in einem utopischen, dabei satirisch verfassten „Roman“ antizipiert, rund eine Dekade, bevor die sozialdemokratische Bildungsreform in Deutschland ihren Ausgang nahm. Der Autor war Michael Young, ein britischer Soziologe, 1915 geboren als Sohn eines Musikers und einer Schauspielerin, in den ersten acht Jahren seines Lebens eher vernachlässigt, zumindest einsam und ohne große Zuwendung seitens der Eltern in Melbourne aufgewachsen. Es mögen solche Kindheiten sein, die Sinn und Empfindlichkeit für traurige Resultate gut gemeinter Absichten schon früh schärfen. Young ging in den 1940er Jahren in die Politik, trat der Labour Party bei, verfasste 1945 maßgeblich ihr programmatisches Manifest, verhalf so dem Labour-Spitzenkandidaten Clement Attlee zum Wahlsieg über Winston Churchill. Anfang der 1950er Jahre zog sich Young aus der aktiven Parteipolitik zurück, konzentrierte sich auf seine sozialwissenschaftlichen Studien. 1958 erschien dann seine lakonisch-ironisch verfasste Gesellschaftsstudie „Rise of the Meritocracy“, in der ein Erzähler, der sich als Fachsoziologe erkennbar macht, aus der fiktiven Perspektive des Jahres 2033 die Entwicklungsgeschichte der englischen Klassengesellschaft zur Meritokratie darstellt.¹⁸ Der fiktive Erzähler schreibt diese Geschichte im vierten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts in Zeiten gesellschaftlicher Unruhen, da sich die Gegner der Meritokratie, die schon auf ewig paralysiert schienen, zu regen und zu radikalieren begannen.

Der meritokratische Impetus ging, in der Satire von Michael Young, von den Bedrängnissen und Bedürfnissen der englischen Wirtschaft aus. Das Land hatte Mühe, die wirtschaftliche Prosperität noch zu wahren. Die ausländische Konkurrenz hatte aufgeholt; neue Wirtschaftsrivalen zeichneten sich ab. Young hatte schon 1955 die Chinesen hierfür im Visier. Im Inneren hemmten die aristokratische Lebensweise, das Dauerprivileg der Adelsklasse, die ökonomische Produktivität.

England konnte sich, kurzum, die Perpetuierung der Geburtsaristokratie nicht mehr leisten,

konnte die im Volk schlummernde Intelligenz aus handfesten wirtschaftlichen Interessen nicht mehr links und dadurch brach liegen lassen. Das Land musste, um im ökonomischen und politischen Kampf um die Macht in der Welt zu bestehen, die Begabungen in allen Sozialschichten systematisch abschöpfen und fördern, konnte es nicht weiterhin hinnehmen, dass der Sohn eines Grafen, selbst wenn sein Geistespotential denkbar medioker ausfiel, wie selbstverständlich wieder in die soziale Elite hineinrückte, während der Sohn eines Werftarbeiters, auch wenn er durch eine überragende Auffassungsgabe und Klugheit auf sich aufmerksam gemacht hatte, wie schon Vater und Großvater ebenfalls die harte Arbeit mit den Händen in den Docks zu verrichten gezwungen war. Das Land hatte zu lange zu viel wertvolles Menschenmaterial, das in der überkommenden Klassengesellschaft nicht erkannt und gefördert wurde, vergeudet. Man war im Wettbewerb der Nationen ins Hintertreffen geraten. Diese Erkenntnis markierte in den 1940er/50er Jahren gleichsam das Startsignal für den meritokratischen Umbruch in der historisch entwickelten Utopie von Young.

Künftig sollte nur noch oben stehen, wer über die größte Intelligenz und leistungswillige Begabung verfügte. Tests, die den Intelligenzquotienten maßen, galten als rundum objektive Evaluierungsverfahren. Die Formel, die über den sozialen Rang, über das Entrée zur Elite entschied, hieß: $I+E=LW$; genauer ausformuliert bedeutete das: „Intelligenz und Einsatz der Persönlichkeit ergeben den Leistungswert“. Über diesen Leistungswert hatten sich die Erhebungsexperten möglichst früh in der Lebensgeschichte des Probanden klar zu werden, da Studien gezeigt hatten, dass Wissenschaftler etwa ihren kreativen oder experimentellen Höhepunkt in der Regel schon vor Beginn des 30. Lebensjahres erreichten. Insofern sollten die Hochbegabten bereits im frühen Kindesalter erfasst, aus dem Milieu von oft unzureichend intelligenten Familien und Freundschaften herausgeholt und in homogenen Gemeinschaften von Supertalenten zu raschen Spitzenleistungen angetrieben werden.

So sah der Plan der Protagonisten wirtschaftlicher Dynamik und politischer Weltmachtstellung in England aus. Allein, man brauchte eine politische Kraft, die im Volk verwurzelt war und über das Feuer einer populären Gerechtigkeitspropaganda verfügte, um für die meritokratische

¹⁸ Michael Young, *The Rise of the Meritocracy*, London 1958. Die folgenden Zitate sind der deutschsprachigen

Mobilisierung nationaler Produktivitätssteigerung Massendruck und -loyalität zu erzeugen.

Diese historische Funktion kam der Labour Party zu. Ihre Anführer hatten schließlich seit den Anfängen der Arbeiterbewegung die Vererblichkeit der Klassenlage angeprangert. Also waren sie bestens prädestiniert für die meritokratische Kampagne, für die Forderung nach Gleichheit der Chancen als Katapult für den sozialen Aufstieg. Labour trommelte unter der Fahne der sozialen Gerechtigkeit für einen gesellschaftlichen Entwicklungsgang, der die Modernisierung der Wirtschaft unter strikt leistungsgesellschaftlichen Auspizien zum Ziel hatte. Labour aktivierte die Begabungen in der proletarischen Klasse, stachelte sie zur Bildungsanstrengung an, führte sie der meritokratischen Leiter in Richtung der oberen gesellschaftlichen Etagen zu.

Und in der Tat: Die Gesellschaft veränderte sich grundlegend. An die Stelle der Aristokratie der Geburt trat sukzessive die Aristokratie der Intelligenen und Leistungsträger.

Zur Elite der hochbegabten Kopfarbeiter gehörten rund fünf Prozent der Bevölkerung, darunter keineswegs wenige mit Herkunft aus der Arbeiterklasse, besonders viele von ihnen aus dem früheren Kaderbereich von Gewerkschaften und Arbeiterpartei. Der Rest der Nation fand Platz und Auskommen in sogenannten Pioniereinheiten, die manuelle Arbeiten zu verrichten hatten, insbesondere Dienstleistungen für die meritokratische Intelligenz, welcher nicht zuzumuten war, Zeit und Energie für den Kauf von Kartoffeln und Fisch oder für häusliche Säuberungsaktionen zu verausgaben. Dies hätte man als eine Vergeudung von Intelligenz und Produktivität negativ verbuchen müssen; dafür durfte in einer Meritokratie kein Raum mehr sein. So kehrte mit dem meritokratischen Prinzip die Klasse der Dienstboten gesellschaftlich zurück.

Protest aber entzündete sich daran zunächst nicht. Über Jahrzehnte blieb die Meritokratie ohne Sozialopposition. Denn die meritokratische Gesellschaft nahm den unteren Klassen ihre früheren Ideologien des Widerstandes, beraubte sie einer gut geführten Partei, die sich der Interessen des „sozialen Unten“ hätte annehmen können. Beides, ein oppositionelles Programm und eine oppositionelle Partei, war in der neuen Gesellschaft verschwunden. Beides hatte, wie es schien, in der Meritokratie an Voraussetzung und Begründung, gewissermaßen an Legitimation verloren.

Fassung entnommen: Ders., Es lebe die Ungleichheit. Auf dem Wege Meritokratie, Düsseldorf 1961.

Denn die Ungleichheit der meritokratischen Gesellschaft war schließlich Ergebnis eines für alle gleichen, daher gerechten Selektions- und sozialen Sortierungsprozesses.

„Zum ersten Mal in der menschlichen Geschichte hatte das unterwertige Individuum keine Möglichkeit, für seine Verhältnisse jemand anders verantwortlich zu machen.“¹⁹

Mit ihrem meritokratischen Erfolg hatte sich die Labour Party überflüssig gemacht und schließlich aufgelöst. „Der Sieg von Labour“, so Michael Young „war zugleich der Anfang vom Ende.“ Labour nannte sich um, konzentrierte sich fortan auf den neuen Mittelstand, kassierte die alten Appelle an die Solidarität der arbeitenden Klasse ein, bemühte sich die früheren Bezüge zum *worker* in Vergessenheit geraten zu lassen. Seit 1960, so Young aus der fiktiven Perspektive seines Erzählers von 2033, war kein Labour-Führer noch aus körperlich arbeitenden Berufen hervorgegangen.

Freilich: In der meritokratischen Gesellschaft, welche die alte Klassengesellschaft überwinden sollte und überwunden hatte, waren die neuen Klassendifferenzen stärker und tiefer ausgeprägt denn je. Die Einkommensunterschiede zwischen oben und unten hatten sich weit verschärft. Begegnungen und Überschneidungen von Zugehörigen der jeweiligen Klassen fanden kaum noch statt und Demokratie bildete nicht mehr die Ordnung der neuen Gesellschaft, sondern auch in der politischen Repräsentanz galt folgerichtig das meritokratische Prinzip der Auswahl nach Begabung und Leistung. Eine Demokratie, die allen Bürgern, ob Handwerker, Techniker oder Universitätsprofessoren, den gleichen Einfluss über Wahlen eingeräumt hätte, wäre schlicht dysfunktional gewesen, hätte zumindest im fundamentalen Widerspruch zur meritokratischen Basisüberzeugung der englischen Gesellschaft nach dem Erfolg und der Auflösung der Labour-Bewegung gestanden.

Stattdessen gingen die Meritokraten ihren Weg eisern weiter. Der naturwissenschaftliche Eifer der meritokratischen Evaluationen und Planung verband sich nun mit dem eugenischen Programm einer gezielten genetischen Anhebung des Volksniveaus. In den frühen 2030er Jahre

¹⁹ Ebd., S. 146.

achtete die englische Gesellschaft des gerechten Leistungsutopias darauf, dass kein intelligenter Mann mehr eine Frau von niedrigem Intelligenzquotienten ehelichte. Auch hatte man Methoden entwickelt, um bei den Kindern immer früher und sicherer bereits final die Intelligenz und somit den gesellschaftlichen Eliteanspruch diagnostizieren zu können. Im Jahr 2000 war das noch frühestens bei Neunjährigen der Fall, 2015 schon bei Vierjährigen, fünf Jahre später bei Dreijährigen; jetzt, im Jahr 2033, war man nunmehr gar fähig, durch präzise Auswertung der Intelligenzaktien von Eltern und Großeltern, das meritokratische Vermögen eines Embryos fehlerfrei zu skalieren. Mehr noch: Man begann damit, in Kliniken durch Bestrahlung die genetischen Anlagen der Ungeborenen mit hohen Begabungsperspektiven zusätzlich zu optimieren. So ließ sich die Meritokratie bewusst reproduzieren. Erbllichkeit und Leistungsmaßstab fügten sich dadurch. Die meritokratische Elite konnte sich wie die alte Aristokratie verewigen und mit Insistenz auf Leistung gleichsam Geburtsrechte für den eigenen Nachwuchs reklamieren. Mit heftigen Einsprüchen oder militanten Gegenaktionen bei denjenigen, die so schicksalhaft auf Dauer zur subalternen Existenz verdammt wurden, glaubten die sich nach unten verschließenden Eliten nicht rechnen zu müssen, da die niederrangigen Bevölkerungsschichten ihre ehrgeizigen Talente verloren hatten, so also ohne ihre „Lehrmeister, Inspiratoren und Organisatoren“ unbehaust, ratlos und ohne Selbstvertrauen in der Landschaft herumstrichen.

Dann aber brach gleichwohl die Emeute aus. Die große Verweigerung gegen den meritokratischen Totalitarismus ging von jungen, exzellent gebildeten Frauen aus. Sie taten sich mit greisen Männern der alten Labour-Bewegung zusammen, die störrisch an ihren Grundüberzeugungen von einer kollektiven Emanzipation festgehalten und sich während der ganzen Zeit als extreme Minderheit und dabei spöttisch belächelt gegen das individuelle Aufstiegsszenario zu Wehr gesetzt hatten. Dazu fanden sich jetzt ebenfalls Angehörige des Dienstbotencorps. Die zornigen jungen Frauen ketteten sich in den frühen Monaten des Jahres 2033 an die Bürotüren des britischen Kuratoriums für Produktivität an, um von den Sicherheitskräften nicht forttransportiert werden zu können. Sie besetzten überdies die Redaktionsräume der Times und verwandelten das konservative Publikationsorgan in ein „Volksblatt“.

Alle Menschen, so das politische Axiom dieser Bewegung, verfügten über Begabungen und Talente, unterschiedlicher Art indes, die dennoch allesamt von gleicher Würde seien: ob man nun kreativ töpfere, gut gelaunt die Glocken schwungvoll läute, mit Liebe und Verantwortung Kinder versorge oder aus fröhlicher Passion Gänseblümchen ziehe. Mit dieser Kultur- und Sozialrebellion der Frauen und Greise klingt das Buch von Michael Young aus; wir erfahren nicht, ob die nachmeritokratische Utopie sich hat durchsetzen können und was möglicherweise danach die (unintendierten) Folgen gewesen sein mögen.

Die einen steigen auf, die anderen scheitern gerecht

Youngs scharfsinnige Satire löste zum Ende der 1950er Jahre eine heftige Debatte in intellektuellen Politikzirkeln der englischen Gesellschaft aus.²⁰ In deutscher Übersetzung erschien das Buch drei Jahre später, aber die Diskussion über Chancen, Bildung und Aufstieg in der SPD blieb davon unberührt. In Deutschland vollzog sich die erste Phase der Meritokratie, von den späten 1960zignern bis zum Ausgang der 1970er Jahre, ganz so, wie Young es vorgezeichnet hatte. Mit der sozialdemokratischen Bildungsreform stiegen die Kinder der sozialdemokratischen Facharbeiterfamilien über Bildung auf – und entfernten sich dann peu à peu aus den früheren sozialdemokratischen Lebens- und Solidargemeinschaften.²¹ Die Aufsteiger aus der sozialdemokratischen Lebenswelt wurden bald zu arrivierten „Insidern“ der bundesdeutschen Gesellschaft, welche diejenigen, denen es nicht gegeben war, die Gelegenheit der Bildungsreformen beim Schopf zu packen, in den alten, ziemlich hoffnungslosen Strukturen der Industriegesellschaft als „Outsider“ zurückließen. Die nach oben gekletterten „Insider“ – nochmals: einst die Organisatoren des sozialdemokratischen Milieus – lebten dann nicht mehr in den Arbeitervierteln, sorgten sich nicht mehr um Vereine, Geselligkeiten, Kulturangebote, Wohlfahrtseinrichtungen, deuteten den Anwohnern nicht mehr politisch die gesellschaftlichen Entwicklungen, stifteten in den verbliebenen Lebenswelten der Arbeiterschaft keinen Sinn und keinen Halt mehr. Die Gewinner des ersten meritokratischen Schubs waren einfach nicht mehr

²⁰ Vgl. o.V., Talent herrscht, in: Der Spiegel, 18.02.1959.

²¹ Siehe Franz Walter, Die starken Arme legen keine Räder mehr still. Der „Malocher“ trat ab und ein Prekariat entstand, in: Johanna Klatt u. Franz Walter, Entbehrliche der Bürgergesellschaft, Bielefeld 2011, S. 7 ff.

anwesend.

Bis in die 1970er Jahre hatte die Schicht begabter sozialdemokratischer Funktionäre noch dafür gesorgt, dass sich Arbeiter nicht als Teil einer abgehängten Unterschicht betrachteten, sondern als „Klasse für sich“, gar als Substrat einer Avantgarde mit geschichtlicher Mission. Sie hatten Sorge dafür getragen, dass dem Individuum im Kollektiv Aufgaben und Funktionen zukamen, durch die jeder Einzelne Gewicht und Bedeutung für den Gesamtzusammenhang erlangte. Und sie hatten einen Interpretationshorizont und kulturellen Rahmen gespannt, der auch den gering Qualifizierten in der Arbeiterschaft die Möglichkeit vermittelte, sich zurechtzufinden und spirituell geborgen zu fühlen. Jetzt aber, nach der Kettenabwanderung aus den Arbeiterquartieren, verwaisten diese Viertel politisch und kulturell. Die Zurückgebliebenen waren organisatorisch fortan obdachlos, normativ und weltanschaulich entbunden. Das Restproletariat verlor in der Folge die Erfahrung der Kollektivität. Es individualisierte, allerdings negativ, verfiel zunehmend in Resignation und Apathie oder suchte Zuflucht bei den neuen Beheimatungsofferten des rechten Populismus. Der europäische Rechtspopulismus war eine direkte Folge der meritokratisch bedingten Spaltung der arbeitnehmerischen Linken.

In der Chancengesellschaft verstehen sich die mittlerweile Chancenbefähigten aus der ersten Bildungsreform nicht wie Jahrzehnte zuvor als kollektive Akteure, sondern als individuelle Jäger um die Beute des sozialen Aufstiegs, des Prestigegewinns, der materiellen Zusatzgratifikation. Die Chancengesellschaft dieser Prägung konterkariert so Zugehörigkeiten und Solidarität. Im Zentrum der bundesdeutschen Gesellschaft hat sich, seit 10 bis 15 Jahren, im Kampf um Chancen über Bildung eine heftige Rivalität aufgetan. Man ist zum Erfolg verpflichtet; Solidaritätsnormen sind kontraproduktiv und erodieren.²² Im Grunde war es abzusehen: Der offene Zugang zu Chancen in einer ansonsten *gleichbleibenden* Gesellschaft mit riesigen Einkommensdifferenzen, Machthierarchien, Klassenunterschieden, Distinktionen in Rang, Reputation und Renommee muss zu einem rigorosen Ringkampf um weiterhin privilegiert angesiedelte Positionen führen.²³

²² Vgl. hierzu Sighard Neckel, *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*, Frankfurt 2008, S. 9 ff.

Wer in dieser individualisierten Schlacht durch rigide Chancennutzung nicht mithält, hat rundum und für allemal verloren.²⁴ Bildung ist die Heilsvision säkularer Gesellschaften, so der Wiener Philosophieprofessor Konrad Paul Liessmann, „gleichzeitig aber auch ein falscher Trost für schamlos so genannte Modernisierungsverlierer, die, weil ohne Bildung, damit auch an ihrem Schicksal selber Schuld waren.“²⁵ Denn in der Meritokratie gelten Bildungsabständige als „gerecht“ gescheitert, weil sie im „fairen Chancenwettbewerb“ versagt haben, also selbst für ihr negatives Schicksal verantwortlich sind, genauer: gemacht werden.²⁶

Bemerkenswert – vor der Folie der Satire von Michael Young – war, dass die Programmierer der sozialdemokratischen Chancengesellschaft im letzten Jahrzehnt bevorzugt den dänischen Soziologen Gøsta Esping-Andersen als programmatischen Vordenker für ihre Pläne reklamierten. Esping-Andersen setzte sich prononciert für eine massive Ausweitung des Niedriglohnsektors ein – und zwar vor allem zu Gunsten chancennutzender Eltern mit hoher Qualifikation, die erschwingliche Dienstleistungen benötigten, um Berufstätigkeit und Kinderaufzucht synchron arrangieren zu können. „Wir brauchen einen servicebasierten Wohlfahrtsstaat“²⁷, so Esping-Andersen. „Und wir brauchen mehr Jobs am unteren Ende der Lohnskala, wenn es weniger Hausfrauen und mehr berufstätige Mütter gibt.“ Das wurde zur neosozialdemokratischen Legitimation der „Home Help Corps“ (Michael Young) des 21. Jahrhunderts, der meritokratisch begründeten Restauration von „Herrin“ und „Magd“²⁸

²³ Prononciert hierzu Jodi O’ Brien, *Social Prisms. Reflections on Everyday. Myths and Paradoxes*, Thousand Oaks 1999, S. 137 ff.

²⁴ Zu solchen und weiteren Schattenseiten aus der Perspektiven des Anspruchs der Meritokratie auch Tan Ern Ser, *Will Meritocracy undermine the knowledge Based-Economy?*, in: *The Singapur Economic Review*, Jg. 46 (2011) H. 2, S. 275–278; abwägend zu negativen und positiven Wirkungen ebenfalls Irving Louis Horowitz, *The Moral Economy of Meritocracy*, in: *Modern Age*, Jg. 48 (2006) H. 3, S. 281–286.

²⁵ Konrad Paul Liessmann, *Theorie der Unbildung*, Wien 2006, 50 f.

²⁶ Siehe hierzu Heike Solga, *Ohne Abschluss in die Bildungsgesellschaft. Die Erwerbschancen gering qualifizierter Personen aus soziologischer und ökonomischer Perspektive*, Opladen 2005, S. 34 ff.

²⁷ Zit. bei Elisabeth Niejahr, *Politik vom Wickeltisch*, in: *Die Zeit*, 02.10.2003; auch: Gøsta Esping-Andersen, *Herkunft und Lebenschancen*, online einsehbar unter http://b-republik.de/b-republik.php/cat/8/aid/552/title/Herkunft_und_Lebenschancen [eingesehen am 15.02.2012].

²⁸ So die Kritik von Brigitte F. Young an Esping-Anderson, online einsehbar unter <http://www.trend.infopartisan.net/trd0900/t190900.htm> [zuletzt abgerufen am 02.03.2012].

Michael Young hatte in seiner Negativ-Utopie der Meritokratie die Opposition aus sozialistischen Greisen und zornigen jungen Frauen ein Manifest verfassen lassen, mit dem sie ihre Vorstellung einer neuen, klassenlosen Gesellschaft entwarfen:

„Die klassenlose Gesellschaft würde sich dadurch charakterisieren, dass sie eine Vielfalt von Werten besäße und auch dementsprechend handelte. Wenn wir die Menschen nicht nur nach ihrer Intelligenz und ihrer Erziehung, ihrer Beschäftigung und ihrem Einfluss einschätzten, sondern auch nach ihrer Freundlichkeit und ihrem Mut, ihrer Fantasie und ihrer Empfindsamkeit, ihrer Sympathie und ihrer Großzügigkeit, dann könnte es keine Klassen geben. Wer brächte es wohl fertig zu behaupten, dass dem Wissenschaftler mehr Achtung gebühre als dem Gepäckträger, der ein bewundernswürdiger Vater ist, oder dass man den Beamten, der bei den akademischen Prüfungen mit solch ungewöhnlicher Leichtigkeit alle möglichen Prämien erringt, dem Lastwagenfahrer vorzöge, der im Rosenzüchten so außerordentliches leistet? Die klassenlose Gesellschaft wäre zudem eine tolerante Gesellschaft, in der individuelle Unterschiede sowohl aktiv gefördert als auch passiv geduldet würden, wo also endlich die Erhabenheit des Menschen ihre volle Bedeutung zugemessen erhielte. Alle menschlichen Wesen hätten dann gleiche Möglichkeiten. Es ginge zwar kaum darum, dass alle wie nach einer einzigen mathematisch klingenden Erfolgsformel ihren Weg nach oben machten, wohl aber, dass ein jeder seine ureigensten Fähigkeiten entwickelte, um ein wirklich reiches Eigenleben zu führen.“²⁹

Michael Young blieb die realisierte Utopie der Meritokratie erspart. Aber er musste erleben, wie Tony Blair in seiner Amtszeit als Premierminister die Meritokratie zum positiven Leitbild seiner Bildungs- und Gesellschaftspolitik erkor. Young, der Erfinder des Begriffs, appellierte an Blair im Sommer 2001 im *Guardian*, den Gebrauch seines Begriffes zu unterlassen.³⁰ Er habe über die „Meritokratie“ satirisch geschrieben, habe auf ihre Gefahren und fatalen Entwicklungen aufmerksam machen wollen.

²⁹ Michael Young, *Es lebe die Ungleichheit. Auf dem Wege Meritokratie*, Düsseldorf 1961, S. 230 f.

³⁰ Siehe Michael Young, *Down with meritocracy. The man who coined the word four decades ago wishes Tony Blair would stop using it*, in: *The Guardian*, 29.06.2001.

Ein halbes Jahr später, am 14. Januar 2002 starb Michael Young. Die meritokratischen Sehnsüchte leben unvermindert fort.